

# Einer rollt, einer latscht

Roland Walter sitzt im Rollstuhl und ist auf fremde Hilfe angewiesen

Die Beziehung zwischen Persönlichen Behindertenassistenten und Assistenznehmern ist nicht immer ganz einfach. Damit die Rollstuhlfahrer ihr Leben leben können, werden die Helfer zum Instrument.

Von Johanna Treblin

Der elektrische Rollstuhl fährt über den Zebrastrifen, wird etwas langsamer und hievt sich über den Bordstein auf den Fußweg. Roland Walter wird durchgeschüttelt, sein Kopf fällt mit einem Ruck von rechts nach links. »Massage«, sagt er und grinst. »Weil sie heute morgen ausgefallen ist.« Seine Physiotherapeutin war krank.

Roland Walter ist auf dem Weg zum Künstlerhaus Bethanien in Berlin-Kreuzberg. Dort trifft sich der 52-Jährige mit einer Performance-Gruppe, um einen Auftritt zu planen. Ob er teilnehmen wird, weiß er noch nicht. Er will sich nicht mehr »einbauen« lassen in von anderen erdachte Aufführungen. »Ich habe jetzt als Künstler mein eigenes Profil entwickelt.«

Das sagt Roland Walter, und Olaf Forner wiederholt den Satz, so, wie er fast alles wiederholt, was Walter sagt. Walter ist mehrfach behindert. Während seiner Geburt kam es zu Sauerstoffmangel, und Gehirnzellen starben ab. Deshalb sitzt er im Rollstuhl, kann nicht gehen, seine Arme und Hände nicht kontrolliert bewegen und ist beim Sprechen nicht immer leicht zu verstehen.

Forner ist Walters Persönlicher Assistent, einer von derzeit sieben festen Assistenten, die Walter abwechselnd über die Woche helfen: beim Waschen, Anziehen, Trinken, Essen, Brille aufsetzen. Und beim Kommunizieren. Die beiden kennen sich seit zehn Jahren. Forner ist nicht nur über das Krankheitsbild von Walter genau informiert, er hat auch gelernt, gut zuzuhören. Trotzdem verwundert er sich regelmäßig durch Wiederholung, dass er ihn richtig verstanden hat. Kennengelernt haben sie sich, als Forner Walter aus einem Graben fischte. Sie waren auf der gleichen Freizeit, einer Reise nach Tschechien mit dem »Roller und Latscher«-Verein, der Menschen mit und ohne Rollstuhl zusammenbringt. »Miteinander statt Füreinander«, nennt Forner diesen Ansatz. Als er 16 Jahre alt war, kam der heute 50-Jährige über die Kirche zu den Rollern und Latschern und fährt seitdem bei den Freizeiten mit. In Tschechien war Walter mit seinem Rollstuhl umgekippt, verletzte sich aber nicht. Forner half ihm wieder auf die Räder. Die beiden wurden Freunde. Und durch Walter kam Forner zu seinem Beruf.

Im Bethanien fährt Walter zunächst zum Pfortnerhäuschen. Forner nimmt einen Schlüssel entgegen. Zusammen verschwinden sie am Ende eines langen Ganges hinter einer Kurve. Kurz darauf ist aus der Ferne ein lautes grunzendes Lachen zu hören, dann kommen die beiden zurück zum Pfortner: Er hat ihnen nicht den Schlüssel für die Behinderten-toilette, sondern für einen Postkasten gegeben. Neuer Versuch. Zurück im Foyer sagt Forner: »Behinderten-toiletten sind immer groß, damit der Rolli reinpasst. Und weil sie so groß sind, steht immer irgendetwas darin herum, was dort nicht hingehört.« Wieder geht es zum Pfortner: Klo-schlüssel abgeben, Fahrstuhlschlüssel holen. Die Tür lässt sich mit einem Schepfern aufschließen. »Das ist kein Personen-, sondern ein Lastenaufzug«, sagt Forner. Fahren darf damit eigentlich nur, wer Lasten transportiert. Anders könnte Walter aber nicht an Proben und Besprechungen im ersten Stock teilnehmen.

Im Probenraum angekommen, verabschiedet sich der Assistent. Es ist 15 Uhr, seine Schicht ist zu Ende, ein anderer Job wartet. Die Nachmittags-schicht ist wegen Krankheit ausgefallen. Erst für 18 Uhr konnte der Verein »ambulante dienste«, der Walter Assistenten zuteilt, Ersatz beschaffen. Die drei Stunden dazwischen überbrückt der Assistenznehmer mit Hilfe seines Persönlichen Budgets. Das heißt, dass er selbst Menschen beauftragen und honorieren kann, ihn zu unterstützen. Im Bethanien übernehmen das seine Künstlerkollegen.



Roland Walter sucht sich beim Optiker eine neue Lesebrille aus.

Fotos: nd/Ulrich Winkler

»Ohne Persönliches Budget könnte ich meine Arbeit in der Form nicht machen«, sagt Walter. Einfach gewährt wird ihm das nicht: Jedes Jahr muss er einen neuen Antrag stellen. Selbst seine Behinderung muss er bisweilen neu nachweisen. Zuletzt forderte ihn das Sozialamt vor zwei Jahren dazu auf, nachdem sie ein Video von ihm in einer Performance gesehen hatten. »Wenn er Kunst macht, wird er ein anderer Mensch«, sagt Forner. Das könne bisweilen irritieren. Selbst Zähne putzen, Essen kochen, sich anziehen oder aus dem Bett aussteigen kann er deshalb immer noch nicht.

Die Beziehung zwischen Assistenten und Assistenznehmern ist nicht immer einfach. Die meisten beschränken sich auf einen professionellen Umgang. Die Behinderten, die auf Hilfe angewiesen sind, wollen oft einfach ihrem Alltag nachgehen, statt sich mit den Problemen ihrer Helfer zu belasten. »Wir sind Assistenten und nicht Personen«, sagt Forner. »Er ist der Entscheider, nicht wir.« Walter sagt: »Der Assistent kommt und geht. Für ihn ist es Arbeit.« Weil es eine sehr passive Arbeit ist, bleiben diejenigen, die kein anderes Standbein haben, in dem sie selbst mehr gestalten können, meist nur kurz im Beruf. Viele Persönliche Assistenten finanzieren über den sozialversicherungspflichtigen Job andere, teils weniger sichere Beschäftigungen. Es gibt Künstler und Heilpraktiker unter ihnen. Forner koordiniert bei Spielen des Berliner Zweitligisten 1. FC Union den Verkauf des Programmhefts. Als Zeitungsausträger hat er es außerdem zu einer kleinen Berühmtheit gebracht: Im Stadtteil Prenzlauer Berg kennen ihn viele Wirte und Kneipenbesucher, wenn er abends mit der »tageszeitung«, dem »Freitag« oder dem »Eulenspiegel« an die Tische kommt. Weil er sich dort gut auskennt, hat er auch mal einen Kneipenführer für den Prenzlauer Berg geschrieben. Von Arbeit spricht er bei keiner seiner Tätigkeiten: »Ich habe fünf Hobbys.«

Roland Walter lebt seit 15 Jahren in Berlin und seitdem mit Assistenten. Als Jugendlicher war Walter zehn Jahre lang im Internat, einem von zwei Internaten für Behinderte, die es in der DDR gab. Dann machte er eine Ausbildung zum Wirtschaftskaufmann und arbeitete zunächst im Heimatmuseum von Ummendorf (Börde) bei Magdeburg, später in einem Pharmazieunternehmen. Mit der

Wende verlor er seine Arbeit und blieb von da an zu Hause.

Zu Hause, das war damals noch bei seinen Eltern in Belsdorf in Sachsen-Anhalt. Nachdem er die Schule verlassen hatte, sollte er eigentlich nur noch fünf Jahre bei ihnen wohnen. Daraus wurden 18. Für ein Wohnheim für Behinderte war er geistig zu fit, alleine konnte er aber nur mit Assistenten leben, die ihm nicht gewehrt wurde. Mit dem Alter fiel es seinen Eltern immer schwerer, sich um ihn zu kümmern. Um sie zu entlasten, beschloss Walter 2001, nach Berlin zu gehen. Auch dort musste er sich sein Recht auf Assistenz vor Gericht erfechten. Und dann lernen: »Wenn ich mein Leben leben will, muss ich mich vom Assistenten abgrenzen.« Um nicht in der gleichen Abhängigkeit zu leben wie zuvor in seiner Familie.

Nur mit Forner ist es anders. Nicht nur mit den Rollern und Latschern fahren sie zusammen in den Urlaub. Letztes Jahr sind sie mit dem Rolli hoch in die griechischen Berge gefahren. »Das geht in die Arme«, sagt Forner. Zur Belohnung warte oben dann ein leckerer Konditor.

Fliegen ist fast kein Problem für Walter. Die Flughafenmitarbeiter sind auf Rollis eingestellt. Schwieriger ist es schon, mit der Bahn zu fahren. Man muss wissen, welche Züge wie viele

Rollstuhlplätze haben, muss sie extra reservieren. Wollen zwei Rollstuhlfahrer zusammen fahren, müssen sie manchmal zwei verschiedene Züge nehmen: Viele EC haben nur je einen Rolli-Platz. Das erfordert Planung.

Selbst das Herumkommen in Berlin ist eine Herausforderung. Rollstuhlfahrer können einen Fahrdienst ordern, doch spontan geht da gar nichts. »Den muss man drei Tage im

»Wir sind Assistenten und nicht Personen. Er ist der Entscheider, nicht wir.«

Olaf Forner  
Persönlicher Assistent

Voraus buchen«, sagt Forner. Er erzählt von einem Projekt in Berlin, das Taxis rollstuhlfreundlich umbauen will. »Das wäre echte Inklusion: Wenn der Rollstuhlfahrer keine gesonderten Dienste nutzen müsste, sondern jedes Taxi anhalten könnte.«

Mit Bussen ist es meist unkompliziert, weil alle eine Rampe und einen Rollstuhlplatz haben. Ist der belegt, muss Walter auf den Nächsten warten. Problematisch ist es auch, wenn

die Mitreisenden nicht mitspielen. »Die Schwierigkeiten im Alltag: Fehlendes Verständnis für Rollstuhlfahrer«, sagt Forner, nachdem er sich mit dem Rollstuhl durch ein- und aussteigende Fahrgäste gekämpft hat.

Will Walter eine U- oder S-Bahn nehmen, checkt er auf seinem Smartphone zunächst die Apps von S-Bahn und den Berliner Verkehrsbetrieben BVG, die jeweils eine eigene Seite für nicht funktionierende Aufzüge haben – in der natürlich nicht jede Panne verzeichnet ist. Das kann nervenaufreibend sein – denn wo es keinen Aufzug gibt, oder der nicht funktioniert, kann Walter nicht in die Bahn ein- oder aussteigen. So werden seine Wege meist ungewollt länger.

Länger werden die Wege auch, wenn Walter zwischendurch etwas essen möchte – überdacht. Am liebsten fährt er dann zum Rathaus Steglitz. Das dortige Einkaufszentrum hat im Erdgeschoss eine Essensetage. Die liegt zwar nicht ebenerdig, hat aber eine Rampe und eine automatisch öffnende Tür. »In die meisten Restaurants kommt man mit Rolli nicht rein«, sagt Forner – zu eng. Hier hat Walter genug Platz. Forner bestellt für ihn und führt das Essen dann gabelweise zu Walters Mund. Abschließend gibt es Eis. After Eight für Walter, Erdbeere für Forner.



Mittags gibt es heute Gutbürgerliches. Beim Essen hilft Robert Walter sein Persönlicher Assistent Olaf Forner.

## Assistenz für ein würdiges Leben

Helfer von Behinderten bekommen nicht viel mehr als den Mindestlohn

Von Johanna Treblin

Rund 1000 Menschen arbeiten in Berlin in der Persönlichen Assistenz. Ihre Aufgabe ist es, Menschen mit Behinderung ein selbstbestimmtes und menschenwürdiges Leben zu ermöglichen. Neben der Pflege bedeutet das, sie bei einem möglichst hindernisfreien Alltag zu unterstützen: Die Assistenten gehen mit ihnen auf Ämter oder ins Kino, begleiten sie zum Training der Rollstuhl-Hockeymannschaft und ermöglichen ihnen die Kommunikation, wenn sie nicht sprechen können.

Die »Persönliche Assistenz« ist kein Ausbildungsberuf. Viele steigen quer ein. Nach einem Grundkurs von 200 Stunden (Einstiegswoche und mehrere Fortbildungen) geht es direkt in die Praxis.

Bezahlt werden sie etwa wie ungelernete Hilfskräfte. Da ihre Kompetenzen allerdings viel weiter reichen und sie auch Pflegetätigkeiten ausüben, fordern die Assistenten, ihre Arbeit höher einzugruppieren. Darüber entscheiden nicht die Arbeitgeber, sondern die Länder.

Von Ende 2015 bis Februar 2016 verhandelten die Trägerverbände, darunter der Verein »ambulante dienste«, mit der Berliner Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales und den Krankenkassen über eine Anhebung des Lohns der Assistenten im Rahmen des sogenannten Leistungskomplexes 32, einer Ergänzung zum Sozialgesetzbuch XI. Die letzte Erhöhung hatten sie 2011 erwirkt, die Tariflöhne wurden an den Tarifvertrag des öffentlichen Dienstes des Landes Berlin von 2010 angelehnt. Das Einstiegsgehalt lag damit noch bis vor kurzem unter dem Pflege-mindestlohn. Weil das heute nicht mehr rechtens wäre, wurde es kürzlich um ein paar Cent angehoben.

In den jüngsten Verhandlungen einigten sich die Parteien kürzlich auf eine Anpassung an den Berliner Tarifvertrag von 2015. »Wir sind zufrieden, dass der Tarif nun angelegentlich wurde«, sagte Carsten Does vom Betriebsrat des Vereins »ambulante dienste« dem »nd«. Was immer noch fehle, sei die automatische Anpassung an den Tarifvertrag, wenn sich dieser erhöhe. Deshalb ist der Vertrag nur auf ein Jahr ausgelegt, und die Träger wollen direkt in die nächsten Verhandlungen einsteigen.

Does reicht das nicht. »Unsere Tätigkeit ist immer noch zu niedrig eingruppiert.« Das lasse sich aber nicht als einzelner Betrieb durchsetzen, sondern gehe nur zusammen mit den Gewerkschaften. Einfach sei die Anpassung an Pflegeberufe auch deshalb nicht, weil viele Assistenznehmer »Angst vor qualifiziertem Pflegepersonal« hätten, das sie bevormunde. Diese Befürchtung ist ein Erbe der 1970er Jahre. Damals entstand die Krüppelbewegung, die mehr Selbstständigkeit für Körperbehinderte einforderte. »Aber wir sind jetzt 40 Jahre weiter«, sagt Does. In der Ausbildung von Pflegepersonal könne durchaus auch die Förderung von Selbstständigkeit ein Thema sein. »Und gesichert ist auch nicht, dass Ungelernte die Assistenznehmer nicht auch bevormunden.«